

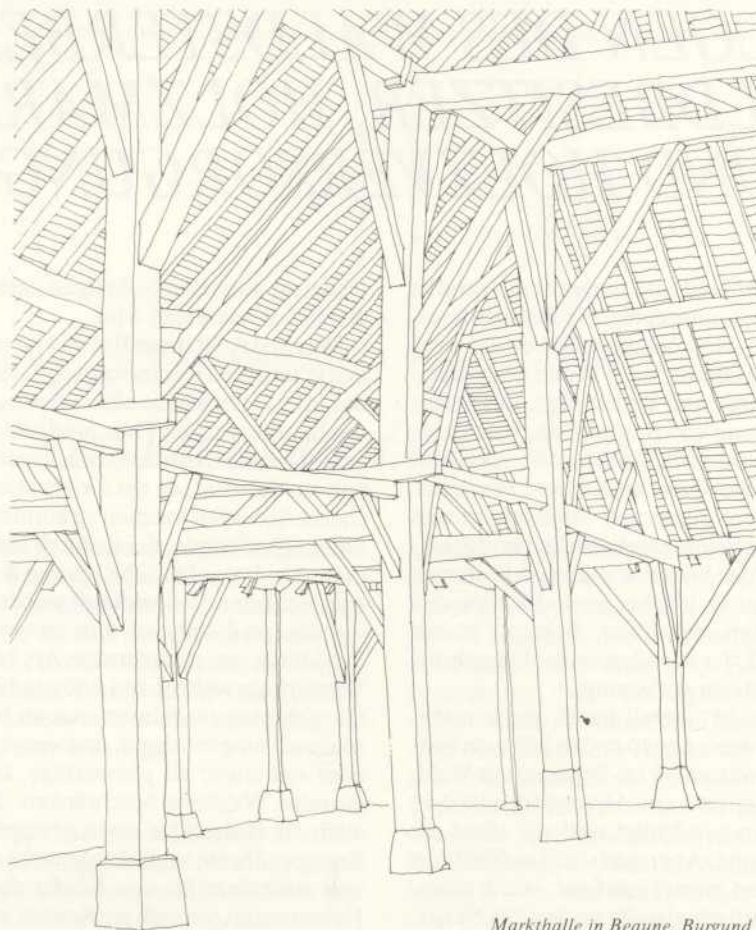
## EINFACHE PARADIESE\*

Der Blick auf all die gebauten Irrtümer ringsum und die unbeantwortete Frage, wie es denn anders, besser weitergehen könnte, brachte den Architekten und Konstrukteur *Frei Otto* auf einen ungewöhnlichen Einfall: Vielleicht ließe sich erfahren, welche Häuser die Sehnsucht baut, solange sie noch unverbildet ist. „Wie“, so hatte der Stuttgarter Professor, der sich in seinem Universitäts-Institut mit der Erforschung „leichter Flächentragwerke“ beschäftigt, 1979 die Kinder der Welt gefragt, „sollten Häuser und Städte sein, damit Menschen in der Zukunft in Einklang mit der Natur wohnen, arbeiten und leben können?“ Ihn erreichten an die sechshundert Antworten. Sie kamen tatsächlich aus aller Welt, aus Osten wie aus Westen, und nicht wenige enthielten Vorschläge wie den, „daß man einen Baum baut, der gleichzeitig ein Haus ist“ (nicht zuletzt deswegen, „weil darin auch die Vögel nisten können“). Ein Junge schrieb neben den Buntstift-Entwurf seines Baumhauses die für einen Vierzehnjährigen recht genaue Beobachtung: „In einem Baumhaus zu leben, ist der Traum vieler Menschen.“

Ihn träumen aber nicht nur erstaunlich viele Kinder in Jugoslawien und Polen, im Iran und in der Sowjetunion, in den Vereinigten Staaten, in der Bundesrepublik und sonstwo, es träumen ihn auch Erwachsene allüberall mit dem Vorzug, ihn in die Tat umsetzen zu können, sobald eine Gelegenheit sie dazu ermuntert – so im Flörsheimer Wald, wo sie sich, um ihren Protest gegen den Bau der Frankfurter Startbahn West am Flughafen auch nachts und bei Regen nicht unterbrechen zu müssen, ein Hüttendorf gezimmert hatten. Es verkörperte zugleich ihre Philosophie, die den Frieden mit der Natur, hier vor allem mit dem Wald, schließen will.

Der Frankfurter Architekt *Günter Bock* sah darin eine „Architektur in einem höheren Sinne“, also wohl eine andere, als seinesgleichen meistens hervorbringen pflegt, ob ehrgeizig, blind, berechnend, unterwürfig oder naiv. In meinen Augen war es eine traumhafte diesseitige Architektur, herausgefordert in einer Sternstunde. Wenigstens drei Anlässe hatte es dafür gegeben: den Widerstand gegen die platzverschwendende, Lärm und Auspuffgase erzeugende Betonbahn ebenso wie den Widerwillen gegen das ausufernde, verbrauchslüsterne moderne Leben überhaupt; es war aber auch die stille Sehnsucht nach dem verlorenen Garten Eden, die sich hier ein Gegenbild schuf – mit Hütten aus Holz, mit Baumhäusern.

Lebendig gebliebene Kindheit – die Technik hat die Naivität nicht umbringen können, die Vernunft nicht und auch nicht die Kreativität. Das Hüttendorf im Flörsheimer Wald war, viel eindringlicher noch als die naiv-phantastischen Hüttenbaukunstwerke in Kalifornien, ein Garten der Poesie, und er hätte nirgendwo anders entstehen können als in einem Wald, als unter, zwischen und hoch oben in den Bäumen – nicht unähnlich den versonnenen



Markthalle in Beaune, Burgund

Kompositionen der Kinder, auch nicht ganz so komfortabel wie eine Holzhäusergruppe, die ein Zeichen für den Katalog der Ausstellung „Maisons de Bois“ vom Centre Pompidou in das knorrige Astwerk einer gewaltigen Eiche komponiert hat. Man erkennt daran eine Lust, in den Schoß zurückzukehren, sich zu verkriechen – das (Holz-) Haus kehrt heim in den Baum, der Mensch kuschelt sich an den Busen der almatmater Natur. Damit verglichen, sind die Hochsitze von viel einfacherer Bedeutung: für den Jäger Versteck und Ausguck, für herumstromernde Kinder verbotene Ziele herzklopfender Klettereien, die den zauberhaften Blick von oben auf die Welt eröffnen.

Die seltsame Symbiose aber, die das alte Baumaterial Holz mit dem Gemüt heutzutage so innig verbindet, ist denn auch erst durch die Industrialisierung, durch Bezwungung und Ausbeutung der Natur möglich geworden, Ergebnis eines Reflexes also, wie ihn der Frankfurter Flugplatz und all die verwandten Anstrengungen deutlich machen, das Leben mit Hilfe von Wissenschaft und Technik bequemer, schlüpfiger, schneller, gleicher, kühler zu machen. Man braucht nur im Bau-Schimpfwörterbuch der Gegenwart zu blättern, um das Bedürfnis nach dem anderen, nach der lange Zeit vergessenen Alternative zu begreifen. Auf die Betonklötze, -kisten und -kolosse, auf Schlafstadt und Betonwüste, Verdichtung, Schnellverkehr, grüne Witwe und andere bössartige Segensreichtümer folgt nun das Verlangen nach einer neuen Einfachheit, nach dem möglichst Natürlichen (wie unnatürlich seine Beschaffenheit auch geworden ist), nach dem Reinen, Ungiftigen, Gesunden, Selbstgestrickten – aber auch wieder nach Bescheidenheit, Genügsamkeit, Vorsicht und Vernünftigkeit, kurzum, nach einer neuen Moral. Viel einfacher: Holz statt Beton, Bio- wurde zum beliebten Präfix, grün zum demonstrativ gebrauchten Adjektiv und zugleich zu einem politischen Programm. Der Baustoff Holz, obwohl schon von den Urhüttenbauern gebraucht und seiner vielen physikalischen, technischen und wirtschaftlichen, seiner physiologischen und ästhetischen Vorzüge wegen massenhaft verwendet, gegen Mitte des vergangenen Jahrhunderts aus dem Gebrauch gekommen, von Ziegel, Beton und Stahl nahezu vollständig verdrängt – das Holz wird seit ein paar Jahren wiederentdeckt.

Ein natürliches Material? Gewiß, schreibt *Stefan Polónyi*, wengleich diese Klassifizierung nichtssagend sei. „Alle Materialien einschließlich der Kunststoffe“, erläutert er, „sind Naturprodukte, die aus Stoffen hergestellt werden, welche in der Natur vorkommen.“ Seien denn, fragt er, Sand und Kies, mit Zementleim verbunden, weniger Naturprodukt als Bretter, die mit Kunstharzen zusammen„geleimt“ sind? Und sei denn der unter hohen Temperaturen aus Eisenerz gewonnene Stahl unnatürlicher als der aus Ton gebrannte Ziegel? Nein, sagt er und rät dazu, dann schon lieber von traditionellen und modernen Baustoffen zu sprechen. Vermutlich weiß er, daß